HARNACK - Die aufgabe der theologischen facultäten...

Die Aufgabe der theologischen Facultäten und die allgemeine Religionsgeschichte

von

Adolf Harnack.

Giessen
J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung
(Alfred Töpelmann)
1901.

Schriften Adolf Harnack's aus demselben Verlage:

Martin Luther

in seiner Bedeutung
für die
Geschichte der Wissenschaft und der Bildung.

3. Auflage. 1901. M. —.60

Augustin's Confessionen.

Ein Vortrag.

2. Auflage. 1895. M. —.60

Das Mönchthum

seine Ideale und seine Geschichte.

5. Auflage. 1901. M. 1.20

Unter der Presse:

Sokrates und die alte Kirche.

Rektoratsrede.

Gr. 8°. 1901. M. —.60

Die Aufgabe
der
theologischen Facultäten
und
die allgemeine Religionsgeschichte

von

Adolf Harnack.

Giessen
J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung
(Alfred Töpelmann)
1901.

Rektoratsrede

gehalten

am 3. August 1901.

Collegen! Commilitonen!

Hochansehnliche Versammlung!

„Die von Euch vorgetragene Angelegenheit wegen Einrichtung einer allgemeinen und höheren Lehranstalt in Berlin finde Ich für höhere Geistesbildung im Staate so wichtig, dass Ich die Errichtung einer solchen allgemeinen Lehranstalt mit dem alten hergebrachten Namen einer Universität nicht verschieben will.“ Durch diese an die Minister gerichtete Kabinets-Ordre vom 16. August 1809 hat Friedrich Wilhelm III. unsere Hochschule gegründet. Aber schon zwei Jahre früher (4. Sept. 1807) hatte der König an den Kabinetsrath Beyme geschrieben: „Ich habe beschlossen, eine allgemeine Lehranstalt in Berlin in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften zu errichten.“ Die Universitäten Halle und Erlangen waren dem Staate genommen; aber die grossen Männer waren ihm geblieben, und er trotzte dem Geschick, indem er die Universität Berlin schuf. Niemals wird man aufhören, in Preussen die herrliche

Zeit zu preisen, die aus der Noth einen ganzen Chor von Tugenden geschaffen hat, und niemals wird man des Königs vergessen, der um sich einen Generalstab versammelte, wie ihn Deutschland noch nicht gesehen hatte, einen Humboldt und Stein, Fichte und Niebuhr, Süvern und Schleiermacher.

Vielleicht ist Ihnen in beiden Königlichen Erlassen die Bezeichnung „Allgemeine Lehranstalt" aufgefallen. Nicht zufällig war sie gewählt. In den zehn Jahren ihrer Vorgeschichte heisst unsere Hochschule niemals „Universität", sondern stets „Allgemeine Lehranstalt". Dieser Name stammt von dem Manne, der die erste Anregung zu ihrer Stiftung gegeben hat — von Engel — und steht in einem gewissen Gegensatz zum Begriff der Universität. „Würde in Berlin", sagt Engel, „eine grosse Lehranstalt errichtet, die von den lächerlichen Bocksbeuteleien der Universitäten frei wäre und doch alle Vortheile derselben gewährte, dann wäre Berlin die Hauptstadt des nördlichen, vielleicht des ganzen Deutschlands, der Mittelpunkt der Nation. Die Menschen neigen sich wie die Pflanzen unwillkürlich dahin, woher ihnen das Licht zuströmt." Keine Universität wünschte Engel, sondern etwas ganz Neues — was, das war freilich schwieriger zu sagen; an die Akademie der Wissenschaften sollte es angelehnt sein, aber doch nur angelehnt; die Genies unter den deutschen Schriftstellern sollten sich hier sammeln, aber die Anstalt sollte doch „nützlicher" werden als die Universitäten. Das Letztere leuchtete dem Könige ein. Auch er wollte zunächst keine Universität. Als diese Willensmeinung bekannt wurde, regnete es Projekte von Berufenen und Unberufenen. Rousseau'sche Gedanken, die neue Päda-

gogik, mehr Freiheit und mehr Zwang machten sich gleichzeitig als Forderungen geltend. Am kühnsten schritt Fichte in seinem „Deducirten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt“ vor. Auf mehr als 100 Druckseiten entwickelte er Ideen, die von aller pädagogisch-geschichtlichen Ueberlieferung losgelöst waren. Das Nationalinstitut, welches er an Stelle der alten Universitäten setzen wollte, war dazu bestimmt, den Kampf der Vernunftwissenschaft wider das herrschende böse Princip zu führen und auf das Universum Einfluss zu gewinnen. Aber je näher die Verwirklichung der Stiftung rückte, um so mehr kehrten die Maassgebenden zur alten Form der Universität zurück. Schleiermacher und Wolf hatten in Halle ihren bleibenden Werth schätzen gelernt, und die Humboldt's hatten zu viel geschichtlichen Sinn, um ein Experiment zu wagen. Auch die alte Eintheilung in Facultäten wurde beibehalten. Dass sie schwere Nachtheile in sich schloss, wusste man. Schon jene Männer empfanden wie wir und erkannten, dass die „wissenschaftliche Entwicklung unter keinen Fesseln mehr gelitten hat, als unter denen, in die sie sich selber geschlagen — geschlagen durch die grossentheils in den äusserlichen Verhältnissen des akademischen Unterrichts begründete Scheidung natürlich zusammengehöriger Disciplinen.“ Aber jene Männer glaubten, durch ein inniges Zusammenwirken der Mitglieder der verschiedenen Facultäten die Nachtheile aufheben zu können. In der That, sie haben hier Grosses geleistet. Wie Schleiermacher Theologie und Philosophie, Niebuhr und Savigny Geschichte und Jurisprudenz, Böckh Philologie und Volkswirthschaft mit einander verknüpft, wie dann die Brüder Humboldt, ein jeder in seiner Weise, die Facultätszäune

niedergerissen und die Geometrie der Fächer beseitigt haben, das wurde für diese junge Universität charakteristisch. Und wir dürfen sagen, sie hat in den drei Menschenaltern ihres Daseins eben diesen Charakter bewahrt. Alle die grossen Fortschritte der Wissenschaft, deren Vorbedingung auf der Verschmelzung der Disciplinen beruht, sind entweder hier entstanden oder haben doch hier ihre besondere Pflege gefunden. Darf ich Sie an Bopp's Sprachwissenschaft, an Humboldt's Kosmos, an Ritter's Geographie, an Johannes Müller's Physiologie, an Gerhard's Archäologie erinnern, um von jenem Vergangenen zu schweigen, das für uns noch eine beglückende Gegenwart ist.

Die alten Facultäten wurden beibehalten, und sie haben sich bis heute behauptet. Selbst unsere philosophische Facultät, an Zahl der Lehrstühle die einer mittleren Universität erreichend, hat jede Theilung abgelehnt. Es muss doch eine innere Vernunft in dieser Facultätengruppirung stecken; die Ueberlieferung allein und die Praxis erklären ihre Zähigkeit nicht. Aber gilt dasselbe auch von dem Umkreise der Aufgaben, die jeder Facultät zugewiesen sind? Ist hier nicht manches Veraltete und Rückständige? Die Theologische Facultät hat Grund, sich diese Frage zu stellen. Werden doch ringsum Stimmen laut, die ihr Programm für zu kurz und darum für wissenschaftlich ungenügend erklären: nicht als Facultät für christliche Theologie, sondern nur als Facultät für allgemeine Religionswissenschaft und -geschichte habe sie ein Recht auf Existenz. Nur in dem Maasse als sie gleichmässig auf alle Religionen eingehe, könne sie die eine Religion wirklich verstehen, und nur so könne sie Vorurtheile abstreifen, die sonst unbezwinglich seien; mindestens aber sei zu fordern, dass bei jeder theologischen Facultät ein oder

mehrere Lehrstühle für allgemeine Religionsgeschichte errichtet werden. In unserem Nachbarlande Holland haben diese Forderungen bereits zu Umwälzungen der Theologischen Facultäten geführt bezw. zu ihrer Aufhebung durch den Staat, und in anderen Ländern gährt es. Bei uns, wird man einwenden, sei die Frage nicht brennend; denn unsere Regierung denke nicht daran, hier Aenderungen eintreten zu lassen. Allein es würde der Facultät übel anstehen, an die Stelle ihres wissenschaftlichen Gewissens gleichsam einen staatlichen Pass zu setzen und in dem sicheren Besitz desselben die Entscheidung der Frage zu vertagen. Ich bitte Sie daher um Ihr Gehör, wenn ich es versuche, das „Für“ und „Wider“ in dieser Frage zu erörtern: haben bei der Stiftung unserer Hochschule die maassgebenden Männer Recht daran gethan, die theologische Facultät wesentlich auf die Erforschung und Darstellung der christlichen Religion zu beschränken, oder soll sie sich zu einer Facultät für allgemeine Religionsgeschichte erweitern?

Kein Zweifel — die abstracte Theorie spricht für eine solche Erweiterung. Ist die Religion nicht etwas Zufälliges und daher Vorübergehendes in der Geschichte der Menschheit, kommt in ihr ein elementares Grundverhältniss zum Ausdruck, ohne welches der Mensch nicht der Mensch wäre, einerlei ob Jeder das empfindet, so muss es einen allgemeinen Begriff für sie geben. Dieser allgemeine Begriff kann gewiss nicht aus den einzelnen Erscheinungen der Religion durch eine einfache Abstraction gewonnen werden; denn sie ist wie die Moral und die Kunst ein Gegebenes und Werdendes zugleich, ihr wahrer Begriff ein sich enthüllendes Ideal. Aber auch zur Erkenntniss eines solchen Begriffes ist eine möglichst vollständige Induction der Erscheinungen

wünschenswerth. Man muss die ganze Stufenleiter der Religion überschauen, man muss die Verbindungen kennen lernen, in die sie eintritt, die Verhüllungen, mit denen die Völker und die Einzelnen sie umgeben und abstumpfen, die Reizmittel, durch welche sie sie zu steigern versuchen, um zu erfahren, was sie wirklich ist. Von hier aus erscheint also die Forderung sehr berechtigt, dass die Religionsgeschichte in ihrem vollen Umfange studirt werde. Die Beschränkung auf eine Religion scheint eine unstatthafte Verkürzung zu sein.

Aber weiter, nur nach einer und derselben Methode können die Religionen studirt werden, nämlich der geschichtlichen, und diese lässt sich nicht willkürlich beschränken. Wie sie jede zeitliche Grenze überspringt, die man ihr ziehen will, so geht sie auch unerbittlich von einem verwandten Object zum anderen über. Sie kennt nur Ketten, nicht isolirte Glieder. Und mag sie auch innerhalb der einzelnen Erscheinung auf etwas ganz Singuläres stossen, was sich der entwicklungsgeschichtlichen Ableitung entzieht — um so strenger ist sie verpflichtet, in die Breite und in die Tiefe zu gehen und ihren ganzen Erwerb einzusetzen. Eine besondere Methode aber, nach welcher die christliche Religion zu studiren ist im Unterschied von den anderen, kennen wir nicht. Einst kannte man eine solche, eine Art von biblischer und philosophischer Alchemie, und rechtfertigte sie mit nicht geringem Scharfsinn. Aber die Folge war, dass man sich immer weiter von der reinen Erkenntniss des Objects entfernte und den eignen Geist an die Stelle der Sache setzte. Die historische Methode allein ist conservativ; denn sie sichert die Ehrfurcht — nicht vor der Ueberlieferung, sondern vor den Thatsachen und macht der

Willkür ein Ende, Blei in Gold und Gold in Blei verwandeln zu wollen.

Endlich aber, auch die kirchliche Praxis scheint die Erweiterung der theologischen Facultäten zu verlangen. Gebieterischer als in unseren Tagen ist die Forderung der christlichen Mission seit einem Jahrtausend nicht aufgetreten. Ich denke nicht nur an den vereinfachten und ins Grosse gesteigerten Weltverkehr mit den neuen Pflichten, die er auferlegt — die Thatsache kommt vor allem in Betracht, dass die christlichen Völker sich anschicken, den Erdball aufzutheilen, ja beinahe schon aufgetheilt haben. Ob eine dauernde und gehaltvolle Civilisation ohne die Predigt des Evangeliums möglich ist, die Frage mag man bejahen oder verneinen — gewiss ist, dass die Völker, welche die Erde jetzt auftheilen, mit der christlichen Civilisation stehen und fallen, und dass die Zukunft keine andere neben ihr dulden wird. Damit sind den Christen, den Kirchen, Aufgaben gestellt wie nie zuvor; sie werden sie nur zu lösen vermögen, wenn sie nicht die Civilisation, sondern das Evangelium verkündigen; aber eine unerlässliche Vorbedingung scheint es zu sein, dass sie die Religionen der fremden Völker gründlich kennen lernen. Sollen da die theologischen Facultäten nicht ihre Pforten öffnen und sich zu religionsgeschichtlichen Facultäten erweitern?

Man sieht, es sind starke Gründe, welche für eine solche Ausdehnung sprechen, und doch wage ich nicht, sie zu empfehlen. Schwerwiegende Bedenken stehen im Wege.

Erstlich bedarf es nur einer kurzen Erwägung, um zu erkennen, dass das Studium jeder einzelnen Religion von dem Studium der gesammten Geschichte des betref-

fenden Volkes schlechterdings nicht losgelöst werden darf. Zu dieser Geschichte gehört vor allem die Sprache des Volkes, sodann seine Litteratur, weiter seine socialen und politischen Zustände. Die Religion allein studiren wollen, ist ein noch kindlicheres Unterfangen als das, statt der ganzen Pflanze nur die Wurzel oder nur die Blüthe zu untersuchen. Die Sprache ist nicht nur die Scheide, darinnen das Messer des Geistes steckt; sie ist viel mehr als die Scheide, zumal in Bezug auf die Religion. Die Religion hat zum Theil die Sprache geschaffen, und in der Sprachgeschichte spiegelt sich die Religionsgeschichte. Nur wer jene in allen ihren Nuancen kennt, kann versuchen, die Religion zu entziffern. Weiter aber, die wirthschaftlichen Zustände und die politischen Erlebnisse und Institutionen eines Volkes sind für die Ausgestaltungen seiner religiösen Ideen und seines Cultus maassgebend. Und bleibt auch die Religion, einmal geschaffen und formirt, stets hinter dem Fortschritt der Gesammtentwicklung zurück, ist ein Theil der öffentlichen Religion somit stets „superstitio“ und blosses Ritual — so kann nur umfassende und langjährige Forschung entscheiden, was in einem gegebenen Moment in einer bestimmten Religion wirklich lebendig ist. Wie soll man nun der Theologischen Facultät zumuthen, alle diese Studien, d. h. nicht weniger als die gesammte Sprachwissenschaft und Geschichte, in ihre Mitte aufzunehmen? Weist man ihr aber nur die von Sprache und Geschichte losgelöste Religionsgeschichte zu, so verurtheilt man sie zu einem heillosen Dilettantismus. Das Ergebnis wäre, dass dieselbe Aufgabe in der philosophischen Facultät gut, in der theologischen Facultät aber schlecht bearbeitet würde. Zu einer solchen Verdoppelung kann doch wohl Niemand rathen. Auf ihrem eigenen Gebiete

aber, nämlich dem der alttestamentlichen und der christlichen Religion, verfährt die Theologie längst nach der aufgestellten umfassenden Forderung. Wie sie ihre Aufgaben hier im engsten Bunde mit hebräischer und griechischer Philologie gelöst hat und noch löst, wie sie andere Religionen nach Maassgabe ihres Einflusses auf die alttestamentliche und christliche behutsam herbeizieht, wie sie Religions- und Geschichtsforschung in fester Verbindung hält, darin steht sie hinter keiner geschichtlichen Disciplin zurück; ja sie hat für die ihr verwandten Disciplinen mustergiltige Leistungen auf ihrem Gebiete aufgestellt.

Zweitens, wohl bleibt es, ideal angesehen, eine Verkürzung, dass sich die Theologische Facultät auf *eine* Religion zurückzieht, aber welche Religion ist das? Es ist die Religion, deren Eigenthum die Bibel ist, deren Geschichte einen erkennbaren, nirgendwo unterbrochenen Zeitraum von nahezu drei Jahrtausenden umfasst und die noch heute als *lebendige* Religion studirt werden kann. In diesen drei verbundenen Merkmalen erhebt sie sich so gewaltig über alle anderen verwandten Erscheinungen, dass man wohl das Wort wagen darf: Wer diese Religion nicht kennt, kennt keine, und wer sie sammt ihrer Geschichte kennt, kennt alle. Zunächst — sie besitzt die Bibel. Ich müsste befürchten, trivial zu werden, wollte ich es unternehmen, auch nur ein Wort zur Charakteristik derselben hier zu sagen. Es muss genügen, daran zu erinnern, dass die Bibel *das* Buch des Alterthums, *das* Buch des Mittelalters und — wenn auch nicht auf öffentlichem Markte — *das* Buch der Neuzeit ist. Was bedeutet Homer, was die Veden, was der Koran neben der Bibel! Und sie ist unerschöpflich; jede Zeit hat ihr noch neue Seiten abzugewinnen vermocht. Mit

Recht heisst daher der Doctor der Theologie Doctor der heiligen Schrift: auf sie concentrirt sich, um sie gruppirt sich letztlich alle Arbeit der theologischen Facultäten. Und so oft es einem Einzelnen, Laien oder Theologen, gegeben war, neu und voll aus ihr zu schöpfen, und das Geschöpfte den Anderen darzubieten, so oft ist die christliche Menschheit in ihrer inneren Geschichte auf eine höhere Stufe gehoben worden. Damit ist das Andere berührt, was ich als zweites Merkmal dieser Religion genannt habe, ihre zeitliche Ausdehnung und Universalität. In ihrer Vorgeschichte, der alttestamentlichen Stufe, bedeckt sie einen Zeitraum von tausend Jahren, und ihre Geschichte steht bereits im 20. Jahrhundert. An sich bedeuten die grossen Zahlen freilich nicht viel — Aegypten, Indien und China präsentiren uns grössere, von der Praehistorie zu schweigen. Aber hier fällt der Zeitraum mit dem Zeitraum zusammen, auf den das Wort „Geschichte“ allein anwendbar ist, und der Schauplatz dieser Religionsgeschichte ist der Schauplatz der Geschichte überhaupt. So zeigt denn bereits die alttestamentliche Religion einen äusseren und inneren Contact mit Babylonien und Assyrien, mit Aegypten und Griechenland, d. h. mit der Universalgeschichte der alten Welt, und durchläuft selbst alle Stufen von einem naiven barbarischen Volkscultus bis zu der Religion der Psalmisten. Wer diese Entwicklung forschend, entziffernd, nachdenkend, nacherlebend, durchmisst, der braucht kein Vielerlei von Religionen zu studiren, um zu wissen, wie es in der Religion und der Religionsgeschichte der Menschheit zugeht. Er hat an diesem Stoffe einen Ausschnitt, der ihm die Kenntniss der Religionsgeschichte in ihrer ganzen Breite nahezu ersetzt. Ja noch mehr:

nicht er bedarf der anderen Religionshistoriker, sondern sie bedürfen ihn. Die alttestamentliche Religionsgeschichte bietet den Schlüssel zum Verständniss vieler allgemeiner religionsgeschichtlicher Probleme, die ohne sie ungelöst bleiben müssten. Diese Religionsgeschichte lässt die stummen Trümmerstücke fremder vergangener Religionen reden und haucht ihren Bildwerken Leben ein. Und doch ist dies erst die Vorgeschichte. Das Neue Testament und das Christenthum treten nun ein. Wie dieses einerseits als der Abschluss der ganzen bisherigen religionsgeschichtlichen Entwicklung erscheint durch eine ungeheure Reduction, die den Kern aller Religion enthüllt und in Kraft setzt, so erscheint es andererseits als die zweite Stufe in der Religionsgeschichte, auf der sich alle früheren Erscheinungen der Religion in eigenthümlicher Umformung und gesteigert wiederholen. Nehmen Sie z. B. den abendländischen Katholicismus mit seinen mittelalterlichen Nebenschösslingen und überschauen Sie ihn in der ganzen Breite seiner Entwicklung. Sie werden finden, dass es kaum eine religiöse Lehre, kaum einen religiösen Ritus giebt, so viele ihrer in der Geschichte aufgetaucht sind, die dort nicht ihre Parallelen haben. Weiter, Sie werden keine religiöse Stimmung entdecken, von der demüthigen und zartesten Hingebung an das Heilige bis zur herrschsüchtigen Leidenschaft, die nicht dort ihre Vertreter, ja sogar ihre Anweisungen und Vorschriften hat. Und von dem reinsten Monotheismus, wie ihn Augustin in den Confessionen ausgeprägt, bis zu einer naiven Heiligenverehrung finden sich hier alle denkbaren Standpunkte wieder. Die ganze Religionsgeschichte in der Succession ihrer Erscheinungen ist

auf katholischem Boden gleichsam repetirt und unificirt; aus dem Nacheinander ist ein Nebeneinander geworden. Will man aber feststellen, in welche Verbindungen die Religion mit der Wissenschaft, dem Welterkennen, der Ethik, der Politik, der Jurisprudenz eintreten kann und in welchen Verbindungen sie mit den wirthschaftlichen Verhältnissen steht, so ist es wiederum die Geschichte der christlichen Religion, die dafür das eigentlich entscheidende Material liefert. Religion und Wissenschaft — man studire Origenes, Augustin, Thomas von Aquino und Schleiermacher; grössere Theologen wird man nirgendwo finden. Religion und Politik — man studire die Geschichte der Gregore und Innocenze, die Politik der Päpste. Religion und Jurisprudenz — man lese Alphons von Liguori. Ueberall ist innerhalb der christlichen Kirchengeschichte nicht nur die Fülle der Möglichkeiten nahezu erschöpft, sondern diese selbst sind in Repräsentanten von unübertrefflicher Klarheit und Kraft vorhanden. Wie soll es daher den Kirchenhistoriker, auch wenn er für die Religion im weitesten Sinn des Worts lebendiges Interesse hat, locken, sich zu den Babyloniern, Indern und Chinesen oder gar zu den Negern oder Papuas zu begeben? Endlich aber — und dies ist vielleicht das Wichtigste — hier hat er eine lebendige Religion vor sich und um sich. Wir haben in der Biologie längst und in der Sprachwissenschaft jüngst gelernt, dass man einen Organismus nur als lebendigen wirklich verstehen kann. Erst als man das Sprechen zu belauschen anfing, ist man wirklich in die Sprache eingedrungen, und nun erst gelang es, sichere Lautgesetze und Rhythmen zu finden, vage Möglichkeiten auszuschalten und die Fülle der Erscheinungen in organisch bedingte und in irrationalhistorische zu scheiden.

Mutatis mutandis gilt dasselbe von der Religionsgeschichte. Wahrhaft sichere Erkenntnisse können nur an der lebendigen Religion, an der Erkenntniss der Frömmigkeit selbst gewonnen werden. Zwar ist die Aufgabe eine ungleich schwerere wie bei der Sprache; denn das Sprechen selbst ist die Sprache, aber die Religion liegt stets hinter ihrer sinnlichen Erscheinung; auch das schlichteste Gebet ist bereits ein Abgeleitetes. Dennoch würde sich die Wissenschaft der Religion ihres wichtigsten Hülfsmittels selbst berauben, wollte sie sich auf das todte Material beschränken. Zur Zeit ist sie hier noch sehr zurückhaltend — nicht ohne Grund, denn sie sieht, wie manche Neuerer in wunderlicher Einseitigkeit nur gewisse Excentricitäten einer echauffirten Frömmigkeit für Religion zu halten scheinen —; indessen langsam und sicher nähert sie sich der neuen Aufgabe. Dann aber ist es wieder die christliche Religion, die im Vordergrunde stehen und das Feld behaupten wird. Nicht nur weil die Forscher Christen sind, sondern weil die reichsten und mannigfaltigsten Formen religiösen Lebens hier dicht nebeneinander stehen und zusammen überschaut werden können. Man gehe mit einem französischen Schriftsteller nach Lourdes und beobachte die wundersüchtige Frömmigkeit, wie sie sich dort ausspricht; dann versetze man sich im Geiste in ein evangelisches Pfarrhaus, in welchem die Ueberlieferungen von Luther und Schleiermacher regieren. Man studire die Frömmigkeit des russischen Volkes, wie sie uns Tolstoi in seinen Dorfgeschichten geschildert hat, und stelle einen puritanischen Christen Amerikas oder einen Offizier der Heilsarmee daneben. Gewiss gebieten der Buddhismus und der Islam über einen ähnlichen Reichthum; aber im

besten Falle lernten wir hier unsicher, was wir bei uns selbst besser und sicherer zu erkennen vermögen. Manche Typen christlicher Frömmigkeit aber, und gerade die höchsten, haben dort keine Parallelen, während mir das Umgekehrte nicht bekannt ist. Selbst die rasenden Derwische haben in der Kirchengeschichte aller Zeiten, auch der neuesten, ihr Analogon, und es giebt keine so entsetzliche Form der Weltflucht und keine Schwärmerei, die sich nicht auch bei christlichen Büssern und Visionären heute noch fände.

Aber mit dem Hinweis auf den Umfang und die Fülle des Christenthums, dessen Studium das Studium der übrigen Religionen nahezu ersetzt, ist doch nicht das Entscheidende in der Frage, die uns hier beschäftigt, gesagt. Wir wünschen, dass die Theologischen Facultäten Facultäten für die Erforschung der *christlichen* Religion bleiben, weil das Christenthum in seiner reinen Gestalt nicht *eine* Religion neben anderen ist, sondern *die* Religion. Es ist aber *die* Religion, weil Jesus Christus nicht *ein* Meister neben anderen ist, sondern *der* Meister, und weil sein Evangelium der eingeborenen, in der Geschichte enthüllten Anlage der Menschheit entspricht. Ich habe vorhin ausgeführt, dass die Bibel es sei, welche den Mittelpunkt aller Studien der Theologischen Facultäten bilde. Noch genauer müsste ich sagen: dieser Mittelpunkt ist Jesus Christus. Was die ersten Jünger von ihm empfangen haben, das geht weit über die einzelnen Worte und über die Predigt hinaus, die sie von ihm gehört hatten, und darum überbietet das, was sie über ihn ausgesagt und wie sie ihn erfasst haben, sein eigenes Selbstzeugniss. Das konnte nicht anders sein: diese Jünger waren sich bewusst, an Christus nicht nur einen

Lehrer zu besitzen, sondern sie haben einen inneren Thatbestand so zum Ausdruck gebracht und gedeutet, wie sie ihn durch Christus erlebt hatten und wie sie ihn empfanden. Sie wussten sich als erlöste, neue Menschen, erlöst durch ihn. Darum haben sie ihn als den Herrn und Heiland verkündigt, und in dieser Predigt ist das Christenthum durch die Jahrhunderte gegangen. Ist dies aber keine Illusion, sondern eine fortwirkende Thatsache, dann giebt es innerhalb der Geschichte für die Menschheit keine wichtigere Angelegenheit als diese, und es ist wohlgethan, dass man dieser Religion, die darbietet, was die anderen erstreben, auch bei der Gruppirung der Aufgaben der Wissenschaft ihren besonderen Platz anweist. Nicht als ob es der wissenschaftlichen Erkenntniss möglich wäre, alles das von den Wirkungen dieser Religion und von ihrem Stifter auszusagen, was der Glaube bekennt oder die fromme Speculation behauptet — die Religion selbst entrückt ja den Weg zu ihrem tiefsten Inhalte den Anstrengungen des Verstandes, und die Speculationen sind von vergänglichen zeitgeschichtlichen Elementen abhängig. Wohl aber bejaht die geschichtliche Erkenntniss den Anspruch dieser Religion, das höchste Gut zu sein, welches die Menschheit besitzt, das heilige Gut, das sie über die Welt erhebt, ihre wahre Freiheit und Brüderlichkeit begründet und ihr ein sicheres Ziel steckt. Innerhalb der Wissenschaft und mit den bescheidenen Mitteln, die sie hier darbietet, Hüterin dieses geistigen Guts zu sein, es in seiner Reinheit zu bewahren, vor Missverständnissen zu schützen und seine geschichtlich erkennbaren Züge zu immer klarerer Erkenntniss zu bringen — das ist die Aufgabe der evangelisch-theologischen Facultäten. Mit dieser hohen Aufgabe betraut,

müssen sie es ablehnen, sich mit den Religionen der ganzen Erde verantwortlich zu belasten. Sie wollen darüber keinen Zweifel lassen, dass sie sich um die Religion überhaupt bemühen, indem sie sich um das Christenthum bemühen, und dass sie nicht nur die Kenntniss, sondern mit ihr auch die Geltung desselben in Kraft erhalten wollen.

Damit bin ich zu dem Letzten gekommen: die Theologischen Facultäten haben auch einen praktischen Beruf, und auch um dieses Berufs willen soll der Kreis ihrer Aufgaben unverändert bleiben. Sie haben, wie es in den Statuten unserer Facultät heisst, „die sich dem Dienst der Kirche widmenden Jünglinge für diesen Dienst tüchtig zu machen.“ Mit der evangelischen Kirche also stehen sie in einem Zusammenhang, und sie sind sich der Verantwortung bewusst, die ihnen dieses Verhältniss auferlegt. In der Auffassung ihrer Pflichten hier bestehen freilich noch drückende Verschiedenheiten, die zu schweren Spannungen geführt haben. Geschichtlich sind diese Spannungen wohl verständlich. Einst galt für alle vier Facultäten die oberste Bestimmung, dass sie eine feste, ein für allemal gegebene Lehre zu tradiren haben. Für die Juristen war es die des Corpus juris, für die Mediciner Hippokrates und Galen, für die Philosophen Aristoteles und für die Theologen waren es die symbolischen Bücher. Unter schweren Krisen setzte sich seit dem 18. Jahrhundert ein neuer Begriff von Wissenschaft durch und unterwarf sich die Universitäten: Wissenschaft ist nicht abgeschlossene Lehre, sondern stets zu controlirende Forschung, und Wissenschaft ist allein an die kritisch geordnete Erfahrung gebunden. In den anderen Facultäten hatte sich diese neue Auffassung, die den pädagogischen Beruf gewiss bedeutend

erschwert, am Anfang des 19. Jahrhunderts durchgesetzt. Auch in den evangelisch-theologischen Facultäten war man damals so weit. Da brach eine schwere Reaction ein, in mancher Hinsicht sachlich berechtigt; aber bald suchte sie diese Facultäten in ihrer Freiheit um ein Jahrhundert und mehr zurückzuwerfen. In heissem Kampfe haben sie ihren wissenschaftlichen Charakter zwei Generationen hindurch erstreiten müssen. Der Kampf ist noch nicht beendigt; aber in weitesten Kreisen der evangelischen Kirche selbst und derer, die sie leiten, ist doch die Ueberzeugung zum Durchbruch gekommen, dass der evangelischen Theologie dieselbe Freiheit zu gewähren ist wie jeder anderen Wissenschaft. Man kann wohl in der Politik zwischen Freiheit und Zwang einen Mittelweg ausfindig machen, indem man bald diesen, bald jene walten und aus diesem Zickzack eine Art von mittlerer Marschroute entstehen lässt; aber in Bezug auf die Frage, ob man die Erkenntniss frei lassen soll oder nicht, giebt es kein mittleres Verfahren; denn sie ist schon in Banden geschlagen, wo auch nur der Schein einer Bevormundung entsteht. Man wendet demgegenüber die Ueberstürzungen und Fehler der freigelassenen Wissenschaft ein und dass sie nun der Praxis die alten Dienste nicht mehr voll leisten könne — aber was will das besagen gegenüber der furchtbaren Calamität, die notwendig eintreten muss, der Calamität, dass dem Lehrer die Freiheit gebrochen wird, und der Lernende die Integrität und Wahrhaftigkeit seines Lehrers beargwöhnen muss. Ein einziger solcher Fall wiegt zehnmal all den Schaden auf, der durch Missbrauch der Freiheit entsteht. Die evangelische Kirche selbst wünscht einen solchen Zustand nicht, und sie wird

sich lieber bei der Thatsache bescheiden wollen, dass ihr die Theologischen Facultäten nicht mehr dasselbe leisten wie früher, als dass sie sie in Versuchung führe. Ob diese Facultäten ihr aber nicht im freien Dienst Besseres gewähren, darf man wohl fragen. Wilhelm v. Humboldt hat einst das tiefe Wort gesprochen: „Die Wissenschaft giesst oft dann ihren wohlthätigsten Segen auf das Leben aus, wenn sie dasselbe gewissermaassen zu vergessen scheint.“ Das gilt auch hier. Wir können und dürfen bei unsrer geschichtlichen Arbeit nicht an die Lehren und Bedürfnisse der Kirchen denken; wir wären pflichtvergessen, wenn wir in jedem einzelnen Fall etwas Anderes im Auge hätten als die reine Erkenntniss der Sache. Aber dass ein Theologe kein Herz für seine Kirche hätte, für ihr Bekenntniss und für ihr Leben, dass er nicht lieber ihr beistimmen als sie corrigiren möchte, das lehrt alle Erfahrung. Was sollte ihn auch locken, in diesen verantwortungsvollen Beruf einzutreten und in ihm zu verharren, wenn nicht die Sache selbst, welche der Theologie und der Kirche gemeinsam ist? Die Theologischen Facultäten werden nicht aufhören, sich der Kirche verpflichtet zu wissen im freien Dienst; sie wollen sie nicht meistern, sondern bieten ihr an, was sie erarbeitet haben. Dass aber die zukünftigen Diener der evangelischen Kirche durch eine solche Schule hindurchgehen, die sie zur ernstesten Prüfung auffordert, das entspricht letztlich den obersten Grundsätzen dieser Kirche selbst.

Ich habe die Gründe darzulegen versucht, welche die Theologischen Facultäten bestimmen, die alte Aufgabe in Kraft zu erhalten und nicht Facultäten für allgemeine Religionsgeschichte zu werden; auch mit einem Lehrstuhl für diese unübersehbare Wissenschaft ist es

hier nicht gethan. Wohl mag es einzelne besonders ausgezeichnete und arbeitskräftige Männer geben, die ihn zur Noth zu bekleiden vermögen; aber das sind seltene Ausnahmen. Um so lebhafter aber ist unser Wunsch, dass der Indologe, der Arabist, der Sinologe etc. auch der Religion des Volkes, dem er sein Studium gewidmet hat, volle Beachtung schenke und die Ergebnisse seiner Arbeit in Vorlesungen und Büchern mittheile. Dankbar hat die evangelische Theologie von solchen Werken bereits Gebrauch gemacht und durch sie nicht nur ihren Gesichtskreis erweitert, sondern auch ihr kritisches Vermögen geschärft. Dass kein Theologe die Universität verlässt, ohne eine gewisse Kenntniss mindestens einer ausserchristlichen Religion, ist ein Wunsch, der sich vielleicht verwirklichen lässt; wir rechnen dabei auch auf die bereits erprobte Hülfe wissenschaftlich gerichteter Missionare, die in die Heimath zurückkehren. Aber indem wir bei der alten Aufgabe unserer Facultät verharren, geschieht dies in der doppelten Voraussetzung, dass ihrer Freiheit keine Schranken gezogen werden, und dass sich über die äusseren Zäune hinweg Vertreter verwandter Fächer — wie zur Zeit der Anfänge unserer Universität — die Hand reichen zu gemeinsamer Forschung. Vielleicht kommen wir so nach langer, langer Arbeit zu einer vergleichenden Religionswissenschaft. Vor drei Menschenaltern, als diese unsere Universität gestiftet wurde, glaubte man diesem Ziele näher zu sein als heute. Wie oft ist es doch der Wissenschaft schon begegnet, dass die Fülle neuer Erkenntnisse sie scheinbar zurückgeworfen hat. Indem man reicher wurde, wurde man ärmer, ärmer an allgemeinen Erkenntnissen. Mögen uns in der Wissenschaft Männer geschenkt werden, die

auf dem Grunde solider Forschung den Muth der Zusammenfassung haben; denn jede Zusammenfassung ist That des Muthigen. Möge unsere Universität fort und fort der Geist beleben, der in Schleiermacher und Humboldt lebendig war; möge der Hochsinn Fichte's in uns und unseren Commilitonen niemals aussterben; möge mit diesem Hochsinn verbunden bleiben die Ehrfurcht vor den göttlichen Dingen, vor dem Wirklichen, vor jedem ehrlichen Beruf — jene Ehrfurcht, welche die Grundlage aller Gesittung ist. Dann wird uns das strahlende Morgenroth unsres Aufgangs einen dauernden Sonnentag bedeuten! Dass aber jene herrlichen Männer zu Baumeistern des Baues berufen wurden, den wir mit Stolz den unsrigen nennen, verdanken wir unserem Königlichen Stifter. Seine Huld und Seinen Schutz hat er vererbt auf Seine Nachfolger, vererbt auf Seinen Urenkel, unseren König und Herrn. Ihm ist die Wissenschaft, Ihm ist diese unsere Universität ein theures Gut, und wir haben die zuversichtliche und gegründete Hoffnung, dass Er nicht nur ihr Erhalter bleiben, sondern auch ihr Mehrer sein wird. Gott schütze den König!

Druck von C. G. Röder in Leipzig.

C. G. Röder, Leipzig.

